

Michael Klessmann

Von der Annahme der Schatten

Diakonie zwischen Anspruch und Wirklichkeit¹

1 Die Geschichte der Diakonie als die Geschichte einer Doppelbindung

Diakonie als »Wesensäußerung der Kirche« wird biblisch begründet, das ist unstrittig. Ein Blick auf diese biblischen Begründungen zeigt, daß die Grundspannung von Diakonie hier bereits enthalten ist. Der Ausgangspunkt des Gleichnisses vom barmherzigen Samariter ist die Frage des Schriftgelehrten: »Was muß ich tun, daß ich das ewige Leben ererbe?« (Lk 10,25). Und Jesus antwortet ihm unter Verweis auf das Doppelgebot der Liebe: »Tu das, so wirst du leben.«

Wie merkwürdig, daß hier das Leben durch Tun, durch Leistung zu gewinnen ist! Als ob es herstellbar und machbar wäre! Wo doch Jesus an anderen Stellen sagt: Wer sein Leben erhalten will, der wird's verlieren; und wer sein Leben verliert um meinetwillen, der wird's finden (Mt 16,25). Das scheint doch die Grundaussage Jesu, daß Leben eben nicht mit einer Willensanstrengung, mit guten Absichten und guten Taten zu gewinnen ist. Und hier jetzt doch?

Die anschließende Geschichte vom barmherzigen Samariter könnte als Beleg dafür dienen, daß Jesus die spontane Hilfe, die unmittelbare, nicht geplante Liebe meint; aber indem er sie als Beispielgeschichte erzählt mit dem anschließenden »tue desgleichen«, verschiebt sich das Problem nur: Wie ist denn Nächstenliebe, aus Spontaneität geboren, aus dem unmittelbaren Mitleiden in die Tat umgesetzt, zu empfehlen oder gar anzuordnen? Sie entsteht doch aus dem Augenblick, oder sie ist eben nicht da. Aber jemanden zu spontanem Verhalten aufzufordern - das ist der klassische Fall einer Doppelbindung, wie sie P. Watzlawick diagnostiziert und beschrieben hat. Er charakterisiert sie folgendermaßen: Eine Doppelbindung wird durch eine Mitteilung herbeigeführt, »die a) etwas aussagt, b) etwas über ihre eigene Aussage aussagt und c) so zusammengesetzt ist, daß diese beiden Aussagen einander

¹ Vortrag auf einer Tagung der Westfälischen Konferenz theologischer MitarbeiterInnen in der Diakonie am 1.5.1990 in Freudenberg.

negieren bzw. unvereinbar sind.«² Als Beispiel wird immer wieder auf die Anordnung von Emotionen verwiesen: Du sollst lieben, du sollst dich freuen, du sollst dankbar sein. Entweder empfinde ich spontan das genannte Gefühl, dann unterlaufe ich die Anordnung; oder ich befolge die Anordnung und empfinde dann möglicherweise nicht die Emotion aus mir selbst heraus. Beides schließt sich also gegenseitig aus - und Watzlawick sagt, daß eine Kommunikation, die chronisch durch diese Struktur geprägt ist, pathogen wird.

Nun kann man im Blick auf den barmherzigen Samariter noch sagen, daß die Aufforderung zur Hilfe oder zur Nächstenliebe in dieser Geschichte nicht total, sondern eingeschränkt und damit handhabbar ist: Die Hilfe, die der Samariter leistet, ist begrenzt; er verläßt den unter die Räuber Gefallenen wieder, und er kauft für gutes Geld einen weiteren Helfer, den Wirt, und entlastet damit sich selbst.³ Und sein eigener minderer Status als Angehöriger einer verachteten Glaubensgemeinschaft wird durch diese Tat deutlich aufgewertet.

Eine solche wohltuende Realitätsbezogenheit und damit das Bewußtsein der notwendigen und unvermeidlichen Grenzen diakonischen Handelns ist in anderen Zeiten nur allzuleicht verlorengegangen, vor allem in den gewissermaßen enthusiastischen Gründerzeiten der Inneren Mission:

Ich mache einen großen zeitlichen Sprung und komme gleich zu Friedrich von Bodelschwingh. Für sein Verständnis von Diakonie ist seinen Biographen Martin Gerhardt und Alfred Adam zufolge Wilhelm Löhes Diakonissenspruch durchaus kennzeichnend. Ich will diesen meistens nur ausschnittsweise und dann karikierten Spruch, der gewissermaßen als Selbstdefinition einer Diakonisse gedacht war, hier einmal ganz zitieren: »Was will ich? Dienen will ich.- Wem will ich dienen? Dem Herrn Jesus in seinen Elenden und Armen. - Und was ist mein Lohn? Ich diene weder um Lohn noch um Dank, sondern aus Dank und Liebe; mein Lohn ist, daß ich dienen darf! - Und wenn ich dabei umkomme? Komme ich um, so komme ich um, sprach Esther, die Königin, die doch Ihn nicht kannte, dem zuliebe ich umkäme und der mich nicht umkommen läßt. - Und wenn ich dabei alt werde? So wird mein Herz doch grünen wie ein Palmbaum und der Herr wird mich sättigen mit Gnade und Erbarmen. Ich gehe mit Frieden und fürchte nichts.«⁴

Natürlich wird man solche Sätze erst einmal auf dem Hintergrund einer tiefen, von der Erweckung geprägten Frömmigkeit hören müssen. Und doch wird darin ein totaler Anspruch beklemmend deutlich. Selbst für damalige Zeiten ist es erschreckend, wie hier mit frommen Worten menschliches Leben aufs Spiel gesetzt wurde - wohlgermerkt, um der Liebe willen!

Darin liegt wohl - aus heutiger Sicht - die eigentliche Problematik, wie hier jungen Frauen schwerste, gefährlichste Arbeit zugemutet wurde verbunden mit der Forderung, ebendiese Arbeit auch noch allezeit fröhlich und dankbar zu tun. »Laßt es euch gern

² P. Watzlawick u.a., *Menschliche Kommunikation*, Bern, Stuttgart ³1972, 194ff (Zitat 196).

³ Vgl. G. Theißen, *Die Legitimitätskrise des Helfens und der barmherzige Samariter*, in: G. Röckle (Hg.), *Diakonische Kirche. Sendung, Dienst, Leitung. Versuche einer theologischen Orientierung*, Neukirchen-Vluyn 1990, 46ff.

⁴ M. Gerhardt, A. Adam, *Friedrich von Bodelschwingh*, 2. Bd., Bielefeld 1958, 51 und 68.

sauer werden«, soll ein Lieblingsspruch Bodelschwings gewesen sein.⁵ Und er konkretisierte diese Aufforderung z.B. in der folgenden Beschreibung der Existenz der Diakonisse: »Sie ist beständig nicht nur bereit, das Leben für die Brüder zu lassen, sondern sie opfert wirklich beständig das eigne Leben hin, die eigne Gesundheit, Bequemlichkeit, Ehre, Freude, die liebsten Wünsche und Hoffnungen, kurz alles gibt sie freudig hin, um des willen, der uns geliebt und Sein Leben für uns gelassen hat.«⁶

Noch einmal: Solche Sätze hatten im Zeitalter der Erweckung einen anderen Klang als heute. Und es soll nicht bestritten werden, daß Menschen in diesem Verständnis des Dienstes um Jesu Christi willen ihre Lebenserfüllung gefunden haben.

Es bleibt jedoch aus heutiger Sicht festzuhalten, daß hier ein totaler Anspruch formuliert wird, der durch seine Institutionalisierung die Funktion einer Doppelbindung bekommen muß: Entweder gehen Menschen ganz darin auf und haben dann kaum noch ein Eigenleben; oder sie gehen an der Spannung kaputt bzw. werden zynisch.

Dazu kommt ein anderes: Dienen oder Helfen wird hier als ein völlig selbstloser Vorgang beschrieben, allein um der Liebe Christi willen. Damit wird m.E. der Charakter des Dienens oder Helfens verfälscht: Es sieht dann so aus, als ob einer gibt und der andere empfängt, einer ist der Helfer, der andere der Hilfsbedürftige. Da wird Dienst oder Hilfe zum einklagbaren Anspruch, zu einer Leistung, die man zu erbringen hat, die man dann ggf. erfüllt oder an der man scheitert. In jedem Fall ist der Hilfsbedürftige das Objekt, es kommt zu keiner Begegnung zwischen beiden und d.h. auch zu keiner gegenseitigen Bereicherung. Dabei wissen wir ja aus vielen Erzählungen, wie auch die schwerste Pflege eines Menschen den oder die Pflegenden in seinem Verständnis von Leben bereichern und vertiefen kann, wenn es zu einem Kontakt zwischen beiden gekommen ist.

Mir erzählte neulich eine junge Mitarbeiterin, wie sie ein mehrfach schwerstbehindertes Kind bis zu dessen Tod gepflegt hat: Sie war immer noch ganz bewegt und traurig über seinen Tod, weil sie in der Beziehung zu diesem Kind unglaublich viel über das Leben, auch über ihr eigenes Leben und die vielfältigsten Möglichkeiten eines einfühlsamen und zärtlichen Austausches unter Menschen gelernt hatte. Sie war nicht kirchlich ausgerichtet, und sie hätte es weit von sich gewiesen, diese schwere Arbeit um Christi willen oder aus Nächstenliebe getan zu haben. Sie hat sie sowohl um des Kindes als auch um ihrer selbst willen getan. - Und mein Eindruck ist, daß wir uns ganz schwer tun, diesen Sachverhalt auch theologisch angemessen zu würdigen.

Damit stellt sich die Frage, warum und auf welcher theologischen Basis wir solch einen totalen Anspruch formulieren, was wir damit bewirken und was wir damit vermeiden.

2 Der Anspruch der Diakonie als Versuch einer Abwehr

Wenn wir uns gegenwärtige theologische Definitionen von Diakonie ansehen, dann fällt auf, mit wie großen Ansprüchen hier weiterhin vielfach operiert wird. Ein paar Beispiele:

⁵ Ebd., 55.

⁶ Ebd., 68f.

In der neuesten Auflage des Evangelischen Kirchenlexikons von 1986 schreibt der Autor des Artikels »Diakonie« Richard Boeckler im Jahr 1986: »Auch der professionelle Mitarbeiter ist in seinem Christsein besonders gefordert.« Und er zitiert dann den früheren Präsidenten des Diakonischen Werkes der EKD Theodor Schober zustimmend mit folgenden Worten: Fachlichkeit und Frömmigkeit bilden für den professionellen Mitarbeiter »das Fadenkreuz für jede Ortsbestimmung diakonischen Handelns, wobei in diesem geistlichen Koordinatensystem die Vertikale Zuspruch, Vollmacht und Entlastung, die Horizontale aber Hörfähigkeit in der Zuwendung zu dem jeweiligen Partner, methodisch richtige Anwendung des Evangeliums in der Praxis des theologischen Alltags und differenzierende Annahme des anderen ohne Vorurteile bedeuten.«⁷

Einmal abgesehen von den Wortungetümen, die schon logisch gewisse Schwierigkeiten bereiten - als erstes frage ich mich: Warum gebraucht hier jemand so große Worte? Und warum müssen diakonische Mitarbeiter christlicher sein als andere Christen? Warum muß der Autor fast beschwörend eine geballte Ladung Theologie auffahren, um Diakonie zu begründen und zu entfalten? Als diakonischer Mitarbeiter fühle ich mich vor die Alternative gestellt, diese Worte entweder ganz schnell abzutun und als hohle Phrasen zu entlarven oder sie ernst zu nehmen und dann ebenso schnell zu merken, daß ich diesem Anspruch doch nie und nimmer gerecht werden kann.

Ein weiteres Beispiel: Gerhard Ruhbach sagt in einem Vortrag »Den Dienst geistlich leben« u.a. folgendes: »Nur dann bezeichnen wir unser Handeln im weiten und engen Sinn legitim als Dienst, als Diakonie - und eben nicht als Sozialarbeit in kirchlicher Trägerschaft -, wenn unser Handeln wie unser gemeinsames Leben wie unsere persönliche Existenz transparent für Christus, theophan geblieben sind. Ich empfinde diese Feststellung als eminent entlastend: Wir leben und wirken als Beauftragte. Gemeindeaufbau wie diakonischer und missionarischer Dienst sind untrennbar auf Gottes Dienst an uns bezogen. Unser Dienst steht und fällt nicht mit uns selbst. Nur deshalb sind wir frei zum Dienst bis hin zum ganzen Einsatz unseres Lebens. Daß ein Christ im Dienst und nicht im »Raub« lebt, wußte schon Luther; und daß »ein Christ immer im Dienst ist«, ist so verkehrt nicht, weil dies zuerst eine christologische Aussage ist, die geistlich und nicht »gesetzlich« interpretiert werden sollte. - Dienstfähig ist dann, wer gottesdienstfähig ist.«⁸

Auch hier wieder die gleiche Frage: Warum formuliert ein Autor angesichts der Realität unserer diakonischen Institutionen und der Realität der Mitarbeiterschaft so steile theologische Aussagen? Er sagt zwar, daß er selbst sie entlastend findet, deutet aber gleichzeitig an, daß er die Gefahr der gesetzlichen Interpretation sieht. Besteht überhaupt eine andere Möglichkeit, als solche Aussagen gesetzlich, normativ zu verstehen? Kann man sie als diakonischer Mitarbeiter anders denn als enormen Anspruch - oder eben als hohle Phrase - hören?

Ich wollte mit diesen Beispielen, die ich leicht vermehren könnte, deutlich machen, daß die Zeit, in der in der Diakonie große geistliche und theologische Ansprüche formuliert wurden, nicht vorbei ist, sie reicht bis in unsere Tage. Aber wenn dem so ist, was dann? Bleibt jetzt nur der vermutlich unfruchtbare Streit, daß die Autoren sagen, so hätten sie es doch nicht gemeint, und die Mitarbeiter vor Ort darauf beharren, daß sie es aber so wahrnehmen?

Als Pastoralpsychologe möchte ich an dieser Stelle fragen: Was wird hier *abgewehrt*, wenn Autoren so anspruchsvoll, so normativ formulieren? Was ist, mit C.G. Jung gesprochen, der *Schatten*, den sie nicht sehen bzw. nicht sehen wollen?

⁷ EKL, Bd. I, Göttingen ³1986, 851f.

⁸ G. Ruhbach, Den Dienst geistlich leben, in: Röckle (Hg), s.o. Anm. 3, 78.

Der Schatten repräsentiert nach Jung all das, was mit den moralisch-ethischen Anforderungen unserer selbst und unserer Gesellschaft nicht übereinstimmt, was wir an uns selbst nicht leiden können, wofür wir uns - wenn wir uns dessen bewußt werden - schämen. Es ist also das an Gefühlen und Einstellungen, was wir verdrängt haben, wodurch aber auch ein Teil der Lebendigkeit unserer Person, unseres Handelns mit ausgeschlossen worden ist. Was bedeutet es, diese Figur des Schattens auf die Diakonie anzuwenden?

Als die Schatten der Diakonie möchte ich nennen: 1. den Wunsch nach Macht, Stärke und Herrschaft; 2. den Wunsch, selbst geliebt und gebraucht zu werden; 3. die Angst, Brüchigkeit, Bedürftigkeit, Unsicherheit, Zweifel, Lieblosigkeit, Mutlosigkeit usw. im eigenen Wollen und Handeln wahrnehmen zu müssen. 4. Dazu ist zu berücksichtigen, daß allem Anschein nach der theologisch-moralische Anspruch der Diakonie um so deutlicher formuliert wird (und damit der Schatten um so weniger wahrgenommen wird), je höher jemand in der Hierarchie der Diakonie aufgestiegen ist und d.h., je ferner er der tagtäglichen Praxis ist.

2.1 In der Diakonie wird der Wunsch nach Macht, Stärke und Herrschaft abgewehrt

Für die Mitarbeiter an der Basis, die direkt etwa mit pflegebedürftigen Menschen zu tun haben, wird ein solcher Satz in der Regel auf der psychodynamischen Ebene interpretiert, d.h. daß sie unbewußt in ihrem Helfen ein subjektives Gefühl von Stark-Sein, von Macht und Herrschen-Können kompensatorisch für ihre aufopferungsvolle Arbeit erleben.

Für die leitenden Mitarbeiter liegen die Zusammenhänge anders: Qua Leitungsfunktion haben sie offenkundig eine Menge an Macht, Einfluß und Entscheidungsbefugnis. Als Anstaltsleiter, als Repräsentanten der Institution nach außen haben sie oft die entscheidenden und meinungsbildenden Worte zu sagen. In ihrer Funktion als Pastoren und Theologen stehen sie jedoch ebendieser Leitungsfunktion häufig kritisch gegenüber, weil aus theologischer Sicht Macht und Herrschaft einem negativen Verdikt verfallen, etwa im Anschluß an Mt 20,25-27: »Ihr wißt, daß die Herrscher ihre Völker niederhalten und die Mächtigen ihnen Gewalt antun. So soll es nicht sein unter euch; sondern wer unter euch groß sein will, der sei euer Diener, und wer unter euch der Erste sein will, der sei euer Knecht.«

Wieder wird in diesem Jesus-Zitat eine ganz paradoxe Struktur deutlich: Groß-Sein bzw. Erster-sein-Wollen wird gar nicht als solches abgelehnt, aber es läßt sich eben nur durch sein Gegenteil, durch Dienen und Niedrig-Sein, realisieren. Die geheime Konkurrenz und der geheime Stolz, wer denn nun der Größte sei, ist damit überhaupt nicht

aus der Welt geschafft, sie werden lediglich auf einer anderen Ebene ausgetragen.⁹

Vor diesem Hintergrund ist mir verständlich, daß Diakonie auch in der Gegenwart von ihren leitenden Vertretern nach wie vor so ideal und anspruchsvoll formuliert wird: Je größer und offenkundiger deren Macht und Einfluß ist, desto mehr müssen sie inhaltlich-theologisch verleugnet werden, desto mehr wird der Wettbewerb auf dieser idealen Ebene ausgetragen.

Dazu kommt ein Weiteres: Viele Leitungsfunktionen in der Diakonie sind mit Theologen besetzt; in ihrer Leitungsfunktion erleben sie tagtäglich ihre Macht, ihre Wichtigkeit und Bedeutung. Als Theologen, Pastoren und SeelsorgerInnen erleben sie zunehmend ihre Ohnmacht, ihre Unwichtigkeit, ihre »strukturelle Bedeutungslosigkeit«. ¹⁰ Es kommt zu einer deutlichen Differenz zwischen Status und Kompetenz. ¹¹

Wie können sie diesen Zwiespalt aushalten, geschweige denn lösen? Ein möglicher Weg ist die Idealisierung der Diakonie, weil darin sowohl ihre Macht wie ihre Ohnmacht nivelliert sind: Es geht ja, theologisch gesprochen, nicht um ihre eigene Macht, sondern um die Macht Gottes oder Christi - und darin ist dann auch die eigene Ohnmacht aufgehoben. Anders gesagt: Die theologische Definition dient dazu, die Realität nicht genau wahrnehmen zu müssen.

2.2 In der Diakonie wird der Wunsch, selbst geliebt und gebraucht zu werden, abgewehrt

Wieder lassen sich im Blick auf diese These zwei Ebenen unterscheiden. Bei den Mitarbeitern an der Basis ist diese Dynamik relativ deutlich: Sie pflegen andere Menschen, sorgen für sie, kümmern sich um sie und erleben dabei das positive Gefühl, wie gut es tut, gebraucht zu werden bzw. in solchem liebevollen Tun selber geliebt zu werden. Vielen Mitarbeitern ist diese Dynamik inzwischen bekannt, es ist ja auch nichts Verwerfliches dabei, es geht lediglich darum, diese Aspekte des Helfens zu kennen und damit auch kontrollieren zu können - statt unbewußt von ihnen kontrolliert zu werden.

Anders sieht es auf der Leitungsebene aus. Zunächst: Je idealer der Anspruch an die Diakonie und damit an das eigene Verhalten, desto schwieriger ist es, einen solchen Wunsch, nämlich gebraucht und geliebt zu werden, bei sich selbst überhaupt wahrzunehmen. Die

⁹ R. Rohr und A. Ebert nennen den Stolz die Wurzelsünde des Helfertyps, den sie in der Typisierung des Enneagramms als Zwei bezeichnen, vgl. Das Enneagramm, München ³1990, 71.

¹⁰ Dazu ausführlicher M. Klessmann, Aggression in der Seelsorge, WzM 1986, 410ff.

¹¹ Darauf hat K.F. Daiber hingewiesen in seinem Aufsatz: Die Zusammenarbeit von Theologen und Nichttheologen in der Diakonie, WzM 1985, 178ff.

Karriere selbst ist Ausdruck dessen, daß dieser Wunsch tendenziell abgewehrt wird. Außerdem: Je höher jemand in der Hierarchie aufgestiegen ist, desto schwieriger wird es, auch einmal eine entsprechende Erfahrung zu machen: Leitungspersonen erhalten viel eher negative Übertragungen als Autoritätspersonen; sie müssen Entscheidungen fällen, mit denen sie sich nicht beliebt machen. Das heißt, ihre Distanz zu Menschen wird durch die Leitungsfunktion in der Regel vergrößert, so daß sie sich tendenziell eher einsam und ungeliebt erleben.

Während Mitarbeiter an der Basis diesen Wunsch, selbst geliebt und gebraucht zu werden, also mehr oder weniger direkt ausleben können, müssen leitende Mitarbeiter etwas abwehren, was sie in der Realität häufig nicht einmal bekommen könnten, selbst wenn sie wollten. Insofern dient die Idealisierung der Diakonie auch der Abwehr von Schmerz und Einsamkeit: »So ist es eben, wenn man sich im Dienst verzehrt! Undank ist der Welt Lohn!«

2.3 In der Diakonie wird die Angst vor der Brüchigkeit, Bedürftigkeit, Unsicherheit, vor Zweifel, Lieblosigkeit und Mutlosigkeit im eigenen Wollen und Handeln abgewehrt

Die Jung-Schülerin Maria Kassel sagt zum Thema »Schatten«: »Auch die menschliche Grunderfahrung und Grundtatsache der Endlichkeit gehört zum Schatten... Das Faktum der Vergänglichkeit des Lebens stellt für jeden Menschen ein zu bewältigendes Grundproblem dar, aber nicht erst mit dem Tod am Ende des Lebens, sondern das ganze Leben begleitend in sich wiederholendem Versagen, in der schmerzhaften Erfahrung der Abhängigkeit und Begrenzung durch sich selbst, durch andere, durch die Lebensverhältnisse, im Schuldigwerden.«¹²

Für Mitarbeiter an der Basis bezieht sich diese These darauf, daß sie tagtäglich, und in besonderem Maß in der Arbeit mit schwerbehinderten Menschen, die Grenze ihrer Bemühungen und die Begrenztheit des Lebens überhaupt erleben, aber dies oft nicht wahrhaben wollen und es entsprechend verschleiern oder rationalisieren. Einerseits helfen lockere Sprüche leichter darüber hinweg, denn es ist ja wirklich schwer auszuhalten, immer wieder zu erleben, wie begrenzt pflegerische oder pädagogische Möglichkeiten etwa in der Arbeit mit Behinderten sind. Andererseits sind sich viele Mitarbeiter doch des daraus resultierenden Problems bewußt, sie spüren es am eigenen Leib als dringenden Wunsch nach Abschalten, Abstand, Erholung. Und sie sagen es häufig auch selbst, daß für sie aus dieser Arbeit beunruhigende Fragen nach der eigenen Identität, nach Sinn und Zweck ihres Lebens und des Lebens überhaupt entstehen. Wo finden solche Fragen und Unsicher-

¹² M. Kassel, *Biblische Urbilder*, München 1980, 136f.

heiten ein verständnisvolles Forum in der Diakonie (einmal abgesehen vom immer möglichen seelsorgerlichen Zweiergespräch)?

Das heißt im Blick auf die leitenden Mitarbeiter: Läßt eine ideale Definition von Diakonie die Möglichkeit zu, solche Fragen und Unsicherheiten zu artikulieren und zu bearbeiten? Oder würgt sie solche Gespräche eher im Ansatz ab, weil die MitarbeiterInnen das Gefühl bekommen, daß dafür doch kein Platz ist? Um es zu konkretisieren: Wird sich ein Mitarbeiter trauen, davon zu reden, daß er froh ist, nach sieben Stunden Arbeit mit Behinderten nach Hause gehen zu können, oder daß er es manchmal kaum aushält und irrsinnige Wut auf bestimmte Patienten oder auf Kollegen in sich unterdrücken muß - wird er sich trauen, das auszusprechen, wenn andererseits z.B. in der erwähnten Umschreibung von Diakonie durch G. Ruhbach vom »ganzen Einsatz des Lebens« die Rede ist?

3 Die Annahme des Schattens als Möglichkeit zum »besseren Leben«

Ich möchte von der Annahme des Schattens, von der Versöhnung mit dem Schatten reden. Daraus kann die Möglichkeit zu einem »besseren Leben« erwachsen - besser im Sinn von: weniger von Ansprüchen gedrückt und dadurch vielleicht gelassener. Dazu noch einmal Maria Kassel: »Wie schwer das ist, wird klar, wenn wir statt: den Schatten akzeptieren formulieren: sich selbst akzeptieren als einen versagenden, vielleicht kleinlichen, gar nicht imponierenden, sondern oft recht kläglichen Menschen. Den Schatten zu integrieren heißt deshalb auch, das Leiden am eigenen Unvermögen und der eigenen Enge auszuhalten und davor nicht die Flucht zu ergreifen.« Und dann etwas weiter: »Ein Mensch mit einem integrierten Schatten wird davor bewahrt, an der Diskrepanz zwischen seinen Wunschbildern von sich und anderen einerseits und der Realität andererseits zu scheitern, denn er braucht nicht dauernd die Illusion aufrechtzuerhalten, er sei ein hervorragender oder wenigstens beinahe hervorragender Mensch.«¹³

In diesem Sinn könnte Versöhnung mit dem Schatten in der Diakonie folgendes heißen:

¹³ Ebd., 144f.

3.1 Die diakonische Motivation zeichnet sich nicht durch ein »mehr« an Professionalität und Engagement (mehr Liebe, mehr Barmherzigkeit u.a.) aus, sondern durch einen anderen Umgang mit Grenzen und Schwächen

Dazu ein psychologischer und ein theologischer Gedankengang: Der schon erwähnte Kommunikationsspezialist P. Watzlawick hat darauf hingewiesen, daß die Lösung eines Problems häufig nicht in der Devise »mehr desselben« liegt, sondern oft gerade in einem anscheinend gegen- teiligen, paradox anmutenden Verhalten. Der vermehrte Ansporn an die Mitarbeiter zu größerer Freundlichkeit im Umgang mit Behinder- ten, zu mehr Engagement, zu mehr Nächstenliebe usw. verschärft dann gerade das Problem, statt es zu lösen. Von diesem Ansatz her geht es also darum, den großen Anspruch der Diakonie zu hinterfragen, von ihm herunterzukommen und damit hoffentlich auch das Leiden an der Diakonie zu reduzieren. Das sieht auf den ersten Blick so aus, als ob wir damit das diakonische Proprium aufgaben - ist das so?

An diesem Punkt wird jetzt die theologische Argumentation wichtig, nämlich die Unterscheidung von Gesetz und Evangelium.

Jeder Pfleger, jede Schwester, jeder diakonische Mitarbeiter ist als Mensch gefordert, seine fachliche Kompetenz optimal zu entwickeln und einzusetzen um der Menschen willen, die sie zu betreuen haben. Solche Arbeit gehört, theologisch gesprochen, in den Bereich der Geschöpflichkeit und d.h., daß sie als solche in ihrem Legitimationsan- spruch begrenzt ist. Wenn nun unter der Hand diese fachlich gute Arbeit den Charakter einer alleinigen Legitimation für den einzelnen oder für das ganze Unternehmen bekommt, dann wird die gesetzliche Versuchung, die in der Geschöpflichkeit steckt, erst richtig deut- lich, daß also das, was als gute Grundlage des Lebens gedacht war, plötzlich zur Legitimation des Lebens und damit zu einem maßlosen Anspruch wird.

Demgegenüber bedeutet das Evangelium in diesem Zusammenhang, daß wir das Leben durch Arbeit und Kompetenz, auch durch fromme, diakonische Professionalität, eben nicht herstellen können und es auch nicht brauchen! Gottes vorausgehende Gnade läßt uns gelten mit und ohne diakonische Motivation. Sie enthebt uns der Notwendigkeit, uns mit solchen Anstrengungen selber legitimieren zu müssen.

Dietrich Stollberg hat mit Engagement vertreten, daß der Begriff »Glaubwürdigkeit« - und ich könnte hinzufügen: der Begriff »Vor- bildlichkeit« - keine christliche, keine evangelische Kategorie ist; sie hat letztlich den Charakter der Werkgerechtigkeit.¹⁴

Die Konsequenz aus dieser These ist, daß sich Christen in der Ge-

¹⁴ D. Stollberg, Von der Glaubwürdigkeit des Predigers, in: ders., Predigt praktisch, Göttingen 1979, 39ff.

wißheit dieser vorausgehenden Gnade Gottes - vielleicht - leichter ihrer Grenzen und ihrer Schwächen bewußt werden können. Gerade wenn das, was jemand leistet, aus der Sicht des Glaubens den letztgültigen Charakter der Identitätsvergewisserung, der Legitimation des eigenen Lebens verliert, ist es leichter möglich, die eigenen Grenzen des Glaubens, der Liebe, der Hoffnung, die Grenzen des Mutes und der Geduld usw. anzuerkennen und mit ihnen zu leben. Der ausgesprochene und vor allem der unausgesprochene Vollkommenheitswahn darf fallengelassen werden; das könnte für alle Mitarbeiter - auf welcher Ebene auch immer - sehr entlastend sein; es wäre wohl auch für die Behinderten, für die Patienten u.a. entlastend.

3.2 Die Dimension der Grenze, der Brüchigkeit, der Entfremdung allen Lebens und Handelns müßte dann in eine Definition von Diakonie mit hineingehören; diese Dimension bezeichnet einen unverzichtbaren Bestandteil christlichen Denkens und Handelns und nicht einen bedauerlichen Mangel

Wenn ich einmal versuche, die anfangs zitierte Definition von Boeckler unter diesem Aspekt aufzunehmen, dann würde ich sie etwa so umformulieren: Das Miteinander von Fachlichkeit und Frömmigkeit könnte für diakonische MitarbeiterInnen bedeuten, daß sie sich der Vorläufigkeit ihrer Fachlichkeit bewußt sind; daß sie den Mut haben, die Begrenztheit und Brüchigkeit ihres eigenen Lebens und des Lebens derer, die sie zu betreuen haben, zu sehen; daß sie wissen, wie leicht sie in ihrem Tun schuldig werden; und daß sie ihre Arbeit nicht zu einer letzten Legitimation ihres Lebens (miß-)brauchen.

Das erstaunliche für mich ist, daß wir Christen, die wir an manchen Stellen schnell bei der Hand sind mit dem dogmatischen Topos der Sünde, ihn im Zusammenhang mit unserer eigenen Arbeit, mit unserer eigenen Leistung anscheinend nur sehr zögernd ins Spiel bringen. Natürlich meine ich nun nicht einen moralisch verstandenen Sündenbegriff, sondern verstehe Sünde im Sinn P. Tillichs als Entfremdung. Das würde heißen: Auch unsere diakonische Arbeit geschieht im Zeichen der Entfremdung, ist insofern immer bruchstückhaft, vorläufig, begrenzt, oft eher Zeichen des Unheils denn des Heils.¹⁵ Warum sagen wir das so selten? Bedeutet das letztlich doch eine Kränkung unseres diakonischen Narzißmus, also unserer diakonischen Selbstliebe, unseres diakonischen Größenwahns?

C.G. Jung hat den gleichen Sachverhalt einmal folgendermaßen ausgedrückt: »Daß ich den Bettler bewirte, daß ich dem Beleidiger ver-

¹⁵ H. Ringeling formuliert in einem sehr grundsätzlichen Aufsatz: »Diakonie ist Zeugnis für das Heil, kann aber nicht den Anspruch erheben, Heil zu schaffen« (WzM 37, 1985, 200).

gebe, daß ich den Feind sogar liebe im Namen Christi, ist unzweifelhaft hohe Tugend... Wenn ich nun aber entdecken sollte, daß der Geringste von allen, der Ärmste aller Bettler, der Frechste aller Beleidiger, ja der Feind selber in mir ist, daß ich selber des Almosens meiner Güte bedarf, daß ich mir selber der zu liebende Feind bin, was dann? Dann dreht sich in der Regel die ganze christliche Wahrheit um, dann gibt es auf einmal keine Liebe und Geduld mehr... Wer mit Hilfe der modernen Psychologie nicht nur hinter die Kulissen seiner Patienten, sondern vor allem hinter seine eigenen geblickt hat..., der muß gestehen, daß es das Allerschwierigste, ja das Unmöglichste ist, sich selbst in seinem erbärmlichen So-Sein anzunehmen.«¹⁶

3.3 Zur Versöhnung mit dem Schatten gehört auch, Nächstenliebe und Selbstverwirklichung nicht mehr von vornherein in einem sich ausschließenden Gegensatz zu sehen

Von einer idealen, an hohen Ansprüchen orientierten Betrachtungsweise her hat man lange gemeint, der Gedanke der christlichen Nächstenliebe und die Kategorie der Selbstverwirklichung, die aus der humanistischen Psychologie stammt, schlossen einander prinzipiell aus.

Nun zeigt bereits der zweite Teil des berühmten Doppelgebots »... und deinen Nächsten wie dich selbst«, daß damit eine falsche Alternative aufgebaut wird. Martin Bubers Übersetzung »er ist wie du« macht das vielleicht noch deutlicher: Nächstenliebe setzt Selbstliebe voraus.

Nur sofern ich mich selbst liebe, mit mir selbst einverstanden bin, kann ich andere wertschätzen und annehmen. Nur weil ich meine eigenen Bedürfnisse kenne, kann ich mich in die des anderen hineinversetzen. Nur wenn ich meine eigenen Ängste kenne, kann ich die des anderen - in ihrer Andersartigkeit und Gleichartigkeit - wahrnehmen. Das ist der Grund, warum jede therapeutische oder seelsorgerliche Qualifizierung mit Eigentherapie bzw. Selbsterfahrung beginnt: Ich muß mich selbst kennenlernen, um anderen hilfreich sein zu können, ich muß mich selbst anzunehmen lernen, damit ich andere annehmen kann. (Daß dieser Lernprozeß des Sich-Kennenslernens, der Selbstanahme und der Selbstverwirklichung wiederum unabdingbar nur mit Hilfe anderer Menschen gelingen kann, steht auf einem anderen Blatt.)

Diese Einsichten wehren also einer falschen Idealisierung und einem diakonischen Vollkommenheitsideal; sie weisen uns hin auf unsere Menschlichkeit, zu der eben gehört, daß alle Motive ambivalent sind: Nächstenliebe gibt es nicht ohne Anteile von Eigenliebe und Eigennutz, Güte nicht ohne Beimengung von Berechnung, das Streben nach

¹⁶ C.G. Jung, Die Beziehung der Psychotherapie zur Seelsorge, in: GW, Bd. 11, Olten 1971, 24-27.

Gerechtigkeit nicht ohne Elemente von Selbstrechtfertigung. Das könnte eine heilsame Ent-täuschung sein: Nächstenliebe ist dann nicht mehr völlig eindeutig als gute Tat identifizierbar. Und, auf der nächst höheren Ebene: Diakonie ist dann auch nicht mehr so eindeutig von Sozialarbeit in kirchlicher Trägerschaft zu unterscheiden.

Ist das zu bedauern? Ich meine nicht, und zwar aus einem theologischen Grund: Die Aussage, daß Gott Mensch geworden ist, beinhaltet doch, daß Gott verwechselbar geworden ist. Bereits die Person Jesu ist offensichtlich für seine Zeitgenossen hochgradig verwechselbar gewesen, und es gehört zu den Grundtendenzen seiner Predigt, daß es keine Trennung zwischen Religiösem und Weltlichem, zwischen dem nur Weltlichen und dem Eigentlichen gibt. Wir müssen dann nicht mehr so krampfhaft darauf bedacht sein, daß wir unsere diakonische Motivation möglichst rein verwirklichen und uns durch sie von anderen unterscheiden. Wir könnten gelassener werden!

3.4 Wenn die Brüchigkeit und Begrenztheit diakonischen Wollens und Handelns zur Sprache kommt, kann eine neue Form der Solidarität sowohl unter den Mitarbeitern als auch zwischen Helfern und Hilfsbedürftigen entstehen

Wenn die Helfenden nicht immer nur stark und liebevoll sein müssen, wenn sie sich selbst und einander auch mehr von ihrer Brüchigkeit und Schwäche zeigen und mitteilen können, entsteht neue Gemeinsamkeit unter den Helfern und mit denen, die im Moment Hilfe brauchen. Das Diktum von Ulrich Bach »Boden unter den Füßen hat keiner« rückt da etwas näher: Die Unterschiede zwischen Gesundheit und Krankheit, zwischen Behindert-Sein und Nicht-Behindertsein relativieren sich etwas, es kann leichter deutlich werden, daß wir alle nicht so sind, wie wir eigentlich sein könnten oder sollten.

In jedem Helfer steckt ein Hilfsbedürftiger, in jedem Hilfsbedürftigen steckt ein Helfer: Wo wir für diese Dynamik sensibler werden, da kommen wir heraus aus der traditionellen Einbahnstraße von Geben und Nehmen (der starke Helfer gibt, der schwache Hilfsbedürftige nimmt) hin zu einem Prozeß, der auf Gegenseitigkeit beruht: Im Verlauf des Gebens nehme ich auch, und das geht nur, weil der, der anscheinend nur nimmt, gleichzeitig auch gibt.

Das vielzitierte Stichwort von der ganzheitlichen Pflege wird dann nicht nur als Anspruch an die Pflegenden, sondern auch als Wunsch an deren Umgang untereinander verstanden. Da entsteht mehr Partnerschaftlichkeit und Gegenseitigkeit, auch ein offeneres Austragen von Konflikten wird möglich.¹⁷

¹⁷ Vgl. dazu H.C. Piper, Ganzheitliche Pflege - aus der Sicht des Seelsorgers, Gilead Aktuell 1, 1990, 33ff.

Zum Abschluß möchte ich zwei chassidische Geschichten erzählen, die in ihrer unterschiedlichen Zielsetzung m.E. unsere Problemstellung beleuchten:

»Ein Rabbi fragte seinen Schüler ›Wann beginnt der Tag?‹ Der Schüler: ›Wenn ich die Terebinthe nicht mehr mit der Palme verwechsle.‹ ›Das genügt nicht,‹ antwortete der Meister. Darauf der Schüler: ›Vielleicht, wenn ich zwischen Schäferhund und schwarzem Schaf unterscheiden kann.‹ Der Rabbi: ›Das reicht auch nicht. Erst wenn du im Antlitz irgendeines Menschen deinen Bruder erkennen kannst, dann ist es Tag geworden.«¹⁸

Eine schöne, aber auch sehr gesetzliche Geschichte, mit dem Tenor: Es reicht nicht! Es genügt nicht! Du mußt noch näher ran! Insofern scheint es mir nicht zufällig, daß diese Geschichte in der Diakonie häufig zitiert wird.

Dagegen diese Geschichte: »Rabbi Elimelech sagte einmal: Ich bin sicher, der kommenden Welt teilhaftig zu werden. Wenn ich vor dem obersten Gericht stehe und sie mich fragen: ›Hast du nach Gebühr gelernt?, werde ich antworten: Nein. Dann fragen sie wieder: ›Hast du nach Gebühr gebetet?, und ich antworte desgleichen: Nein. Und sie fragen zum dritten: ›Hast du nach Gebühr Gutes getan?, und ich kann auch diesmal nicht anders antworten. Da sprechen sie das Urteil: ›Du sagst die Wahrheit. Um der Wahrheit willen gebührt dir ein Anteil an der kommenden Welt.«¹⁹

Für die Diakonie ist diese Geschichte wirklich Evangelium.

¹⁸ Zitiert von Th. Schober im Geleitwort zu J. Moltmann, *Diakonie im Horizont des Reiches Gottes*, Neukirchen-Vluyn²1989, 11.

¹⁹ M. Buber, *Die Erzählungen der Chassidim*, Zürich 1949, 397.